Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 7 (1965)

Artikel: Eine Dichterfreundschaft

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971744

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die dichterische Begabung des jungen Gaudenz von Salis-Seewis ist zuerst vom deutschen Poeten Matthisson erkannt worden, und die Freundschaft, die sich daraus ergab, bereicherte das Leben der beiden Dichter. Der nachfolgende Beitrag soll gleichzeitig als Hinweis auf die soeben im Calven-Verlag erschienene Neuausgabe der gesammelten Lyrik des Bündner Dichters gelten.

Eine Dichterfreundschaft

Von *Hilde Ribi*

Im Jahre 1790 hat der neunundzwanzigjährige Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Söldneroffizier in französischen Diensten und verschwiegener Poet, sich in Lausanne mit einem Deutschen angefreundet, der in der Folge, zum mindesten für seinen Künstlerruhm, mehr leisten sollte als irgendein anderer.

1789 hat der vornehme Bündner, blutjunger Sohn des gestrengen Schloßherrn von Bothmar in Malans, bei der Schweizergarde in Paris als Fähnrich zu dienen begonnen. 1786 versah er Offiziersdienste im Regiment Salis-Samaden zu Arras. Drei Jahre später, beim Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789, ward er fast nur durch Zufall nicht zu dem blutigen Gemetzel beordert. – Hernach hat er Urlaub genommen und ist auf Reisen gegangen. Im Winter 1789/90 hat er Goethe, Wieland, Herder, Schiller seine Aufwartung gemacht und ist dann in seinem geliebten Lausanne angekehrt, wo er schon in frühen Jünglingsjahren geweilt und «einem holden, würdevollen Mädchen von neunzehn Jahren» schwärmerisch gehuldigt hatte.

«Froh wie der Schatten eines Abgeschiedenen, dem es noch einmal vergönnt ist, sein Lieblingstal auf Erden zu durchwandern», ist Salis damals an die Gestade des Genfersees zurückgekehrt und gewann sich da wie gesagt unversehens einen Freund fürs Leben, gewann sich Matthisson, «diesen seelenvollen, diesen lieblichen Dichter, mit dessen Gefühl ich so innig sympathisierte».

Friedrich Matthisson, der schon 1781, als Zwanzigjähriger, seinen ersten Gedichtband veröffentlicht hatte, war 1787 zum erstenmal in der Schweiz erschienen und hatte – als Gast des ihm innig befreundeten bernischen Landvogts Karl Viktor von Bonstetten – zunächst in Bern und hernach im Schloß Nyon zwei traumhaft sorglose, ganz den Musen und der Freundschaft gewidmete Jahre zugebracht. Im Spätherbst 1789 sodann hatte er in Lyon einen höchst angenehmen Hauslehrerposten bei einem Bekannten seines Freundes, dem aus St. Gallen gebürtigen Bankier Scherer, übernommen. Da die Scherers, zusamt dem leutseligen Mentor ihres Sohnes Adrian, sich jedoch zwischendurch immer wieder auf dem unweit Montreux gelegenen Schloß Grandclos aufzuhalten pflegten, war es Matthisson vergönnt, durch Jahre hin immer wieder in den Umkreis seines geliebten Bonstetten zurückzukehren. – Beide haben sie den schönen jungen Salis gekannt und geliebt. Die Freundschaft zwischen Matthisson und dem keine zwei Jahre jüngeren Bündner aber sollte, wie der Literaturkundige weiß, die allererfreulichsten Folgen zeitigen, denn Matthisson gab keine Ruhe, bis er den zurückhaltenden Kriegsmann dazu gebracht hatte, seine Gedichte ernstlich zu sammeln, zu sichten und schließlich an die Öffentlichkeit zu geben.

Schon wenige Monate nachdem sie einander kennengelernt hatten, setzt Matthisson dem Freunde wahrhaft ungestüm zu, gibt ihm auch neidlos zu verstehen, daß er seine eigene Lyrik als tief unter der seinen stehend betrachte. «Du bist der Sänger der Natur», ruft er ihm in einem Briefe vom 4. November 1790 zu; «... von Dir kenn ich nichts Mittelmäßiges. – Lieber! Laß uns ... ein Denkmal bereiten, das Zeugnis von uns gebe, wenn wir nicht mehr sind.» Mit beschwörendem Wort sucht er den

Zaudernden davon zu überzeugen, daß Unsterblichkeit in großer Gedanke sei und daß dermaleinst «die Enkelin sein Lied lesen und sein Andenken segnen werde». Salis hat sich damals Zeit gelassen, gab zu bedenken, er habe noch allzu wenig geleistet, und «beim Gedanken an das liebe Publikum» ziehe sich ihm das Herz zusammen. Auch in seinem späteren Leben hat der zu Melancholie weit eher als zu geistigem Hochmut Geneigte seiner poetischen Produktion nur geringen Wert beigemessen, soll sich auch einmal klipp und klar dahin geäußert haben, von allem, was er an sich gebrechlichem Menschen aufzufinden vermöge, sei das poetische Talent das, worauf er sich am wenigsten zugute tue. Erst nach zwei Jahren gibt er seines Freundes beharrlichem Drängen nach. Daß dann das «Lied eines Landmanns in der Fremde: Traute Heimat meiner Lieben ...», das nach des Italieners Vincenzo Righinis Melodie (der Mann war Kapellmeister am Hofe Friedrichs des Großen) unentwegt bis auf den heutigen Tag gesungen wird, mit in die Gedichtsammlung aufgenommen wurde, ist allein Matthissons Verdienst. Der Dichter selber empfand die zehn bekenntnishaften Strophen, in denen seine Kindheit in Malans so anmutig geschildert ist, als bare Lückenbüßer und wollte sie zunächst in dem Bändchen durchaus nicht drinhaben.

Im Januar 1793, nachdem er abermals im damals grauenhaft aufgewühlten Frankreich seinen Mann gestellt hatte, ist Hauptmann von Salis auf Schloß Grandclos angekehrt. Dort haben die beiden in den Tagen, da Ludwig XVI. in Paris das Schaffott bestieg, abgeschirmt von allen Greueln der Revolution, endgültig die zum Druck bestimmte Auswahl der Gedichte getroffen.

«Gestern, mein theurer Bonstetten!, hat unser Freund von Salis mich wieder verlassen», meldet Matthisson am 25. Januar seinem Freunde ins Landvogteischloß nach Nyon. «... Wohltätig war ihm die Stille im Schooße der Alpen, nach den Scenen des Entsetzens auf der Hauptbühne der Revoluzion am zehnten August, den rastlosen Zügen mit seinem Regimente von einer Grenze Frankreichs zur andern, und dem betäubenden Heergetümmel der Märsche und des Feldlagers in der letzten Epoche seines militärischen Lebens. Viele Tage unseres Beisammenseins benutzten wir zu Exkursionen in die umliegende Gegend, ... so oft aber Schneeschauer und Winterstürme uns vor den Kamin bannten, waren unsere meisten Stunden den Musen geweiht. Salis hat einige neue Lieder gedichtet, die alle, wie Wieland sagt, von den Grazien nachgesungen zu werden verdienen. ... Er denkt selbst so bescheiden von seinen poetischen Arbeiten, und erblickt sie in einem so beträchtlichen Abstande von den Idealen, die seinem Geiste vorschweben, daß nur die gegründete Furcht vor einem unbefugten Sammler im Stande war, ihn zu einer Auswahl seiner zerstreut gedruckten und handschriftlichen Gedichte zu bewegen, die in einigen Wochen erscheinen wird.»

Anschließend teilt Matthisson Bonstetten ein Bruchstück aus der Vorrede mit, die er für die Anthologie bereitgestellt hatte, und gibt dann seiner Hoffnung Ausdruck, es möge des Freundes Gesänge nicht «vielleicht schon nach Verlauf eines Jahres das Loos der Vergessenheit treffen». Mit ungewöhnlicher Bitterkeit bezichtigt der im übrigen so Konziliante das große Publikum der Unbeständigkeit und Neuerungssucht. Lediglich die Novitäten «der jedesmaligen letzten Messe» würden jeweilen vor den Augen der Menge «eine momentane Gnade finden», und voller Skepsis erwähnt er «das respektable Heer von Schriftstellern», das gleichwohl unentwegt auf Verleger und auf Käufer hoffe. Vor zwei Jahren seien es deren gezählte 6194 gewesen.

Nach solch elegischer Abschweifung jedoch kommt er aufatmend zurück auf den hochbegabten Freund und kündigt an, der werde nunmehr nach Bünden zurückkehren und hege überdies Heiratsabsichten. «... Er sendet dir wärmste Grüße, und die Versicherung, daß er gewiß nach Nion gekommen wäre, wenn die Beschränktheit seiner Zeit ihm dies Vergnügen hätte erlauben wollen. Jetzt eilt er seinem Vaterlande zu und zugleich der Erfüllung seines letzten Wunsches entgegen. Ich will indeß im Tempel der Freundschaft, in Ermangelung

eines Votivgemäldes, zwei Epheukränze aufhängen, zu welchen ich die Ranken von der Felsenwand bei Mouttrü (d. i. Montreux) gebrochen habe, wo Salis und ich, an einem schönen Winterabend, die Sonne hinter den Jurassus herabsinken sahen, und eine Unterredung über Trennung, Tod und Fortdauer, mit der lebendigen Überzeugung endigten: ‚Daß Verbindungen, welche den erkenntnisfähigen Theil unsrer Wesen vereinigen, aller Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, ewig unzerstörbar bestehn'.» – Der an so bedeutsamer Stelle geschlossene Seelenbund – man wird sehen – sollte Bestand haben.

Das Gedichtbändchen des schönen Söldneroffiziers, der nunmehr nach umgetriebnen Jahren seinen Abschied vom Kriegshandwerk genommen hatte, ist im Frühling 1793 bei Orell, Geßner, Füßli und Compagnie in Zürich erschienen und fand alsbald ungemeinen Anklang. Schon im Jahre darauf wurde eine zweite Auflage nötig. An die hundertfünfzig Komponisten haben in der Folge Salis-Strophen vertont. Von Schubert allein sind zwanzig Melodien nach Salis-Texten bekannt. Auch Matthisson übrigens ist – wenn auch in weit geringerem Ausmaße – solche Ehre wiederholt zuteil geworden; 1795 z. B. hat Beethoven sein Gedicht «Adelaide» in Musik gesetzt.

Doch nun zu Friedrich Matthissons Reise nach Bünden! Sie fand noch im selben Jahre 1793 statt. Angelegentlich hatte man ihn auf Schloß Bothmar eingeladen. Im frühen Sommer hat er sich aufgemacht, ist zunächst nach Zürich gereist und logierte da freundschaftlich beim Verleger Hans Heinrich Füßli, der nicht nur die Salis-Gedichte, sondern Jahre zuvor auch schon Bonstettensche Schriften veröffentlicht hatte. In Zürich erneuert Matthisson seine Bekanntschaft mit Pestalozzi, ergeht sich als gewiegter Pflanzenkenner, der selten ohne seinen Linnäus in der Tasche zu promenieren pflegte, mit Genuß im botanischen Garten und entschließt sich eines Tages – da sein Brotgeber Scherer ihn dieserzeit nicht benötigt – spontan zur ohnehin geplanten Fahrt ins Bündnerland. Am 14. Juli hat er von der denkwürdigen Reise seinem Herzensfreund Bonstetten in einem langen Briefe Bericht erstattet. Aus dieser Schilderung hat Adolf Frey in seiner Salis-Biographie vom Jahre 1889 lediglich ein paar Zeilen abgedruckt; wir geben sie im Folgenden mit nur ganz unbedeutenden Auslassungen fast zur Gänze wieder, mit allen Eigenheiten der Rechtschreibung und Zeichensetzung. Sie ist nicht nur kulturhistorisch reizvoll, sie breitet auch helles Licht über die damaligen Unternehmungen der beiden Freunde. Meist, vermutlich, wird Ursina Pestalozzi, Salis' Braut, um die er wider den Willen seines Vaters so manches Jahr zu kämpfen gehabt hatte, mit von der Partie gewesen sein.

Vierzig seiner Briefe an Bonstetten hat Matthisson übrigens schon 1795 in zwei Bänden an die Öffentlichkeit gegeben, in Zürich natürlich, und als sie vergriffen waren, ließ er eine verbesserte Neuauflage erscheinen, erweitert um eine 41. Epistel, einen langen Brief an Salis, auf den wir noch zurückkommen werden.

Folgendermaßen aber lautet – wie gesagt nur ganz leicht gekürzt – Matthissons Brief, geschrieben auf Schloß Bothmar, am Tage nachdem fern in Frankreichs Hauptstadt die kühne Charlotte Corday aus Caen den Jakobiner Marat im Bade erstochen hatte. – Sehr fern all jenen blutigen Ereignissen weilte man im gloriosen Sommer 1793 auf dem vornehmen Herrensitz am Eingang des Prättigaus!

«Malans in Bündten, 14. Jul. 1793.

Was ich seit Jahren so sehnlich wünschte, hat mir der milde Genius der Freundschaft nun gewährt. Salis, mein theuerster Bonstetten! ist endlich, wie nach einer gefahrvollen Weltumschiffung, in den stillen Schatten der Häuslichkeit zurückgekehrt, um sich nicht wieder daraus zu entfernen. Bald werden süße Bande ihn fesseln; und so bedarf er keines Katos mehr, der ihn vor der Rückkehr in die Höhle des Cyklopen warne.

Jetzt erst beginnt unsers Freundes wahres Leben; und allem Anscheine nach wird er dasselbe höher bringen, als der Konsul M. Plautius, der nur die neun Jahre gelebt zu haben glaubte, die er, fern von Volksversammlungen und Waffenlerme, in einer edeln Muße hatte zubringen können.

Am 6. Julius Nachmittags um 4. Uhr, verließ ich Zürich, bei hellem Sonnenscheine, in der Barke des Boten von Chur, die bedeckt und überhaupt sehr bequem eingerichtet ist. Wohlfeiler bin ich selten gereist. Für die zwanzig Stunden von Zürich bis Malans bezahlte ich, mit Einrechnung aller Wirtshauskosten, nicht mehr

als einen neuen Louisd'or. Die Gesellschaft bestand meistens aus Zürichern, von denen einige nach Pfeffers, andere nach Italien gingen.

Nach Sonnenuntergange landeten wir bei Meilen, einem Dorfe auf dem linken Seeufer, wo wir die Abendmahlzeit schon bereitet fanden. Als ich wieder zur Barke zurückkam, waren die Schiffleute eben beschäftigt, die Bänke daraus wegzuräumen, und Stroh zum Lager auszubreiten, auf welchem wir alle nebeneinander hingereihet wurden. Dicht in meinen Mantel gewickelt, schlief ich unter dem Geräusche der Ruder sehr bald ein, und erst mit der Morgenröthe erwachte ich von meinem Schlummer, den der herrliche Dulder Odysseus auf seinem Lager von dürren Blättern nicht süßer kann geschlafen haben. Das erste, was meinem Blicke sich darstellte, war die Insel Ufenau, die, wie von einem zarten Schleier umwebt, im röthlichen Frühdufte zu schwimmen schien. Gerne wäre ich ausgestiegen, um den heiligen Boden zu betreten, wo einer der größten Deutschen, als ein hülfloser Verbannter, von Allen feigherzig verläugnet, die sich im Glücke seine Freunde genannt hatten, das Ziel seines stürmischen Lebens fand; aber die Barke gleitete vorüber, und nur im Geiste konnte ich an der Stätte verweilen, wo man die Gebeine des kühnen Sprechers der deutschen Nazion, der Luthern die Bahn brach, ins Grab senkte. . . . Wahrlich, eine Nazion, die gegen einen der vorzüglichsten Geister, die sie jemals hervorbrachte, dieser Gleichgültigkeit fähig ist, verdiente nie, einen Ulrich von Hutten zu den ihrigen zu zählen!

In Lachen, welches 7 Stunden von Zürich entfernt ist, wurden wir in drei Chaisen vertheilt, die uns gegen Mittag nach Wesen brachten, einem armseligen Städtchen, wo die meisten Häuser beinahe bis zur Hälfte im Moraste stecken, und dessen Atmosphäre in Absicht ihrer verderblichen Einflüsse, auf die Gesundheit der Einwohner, den Ausdünstungen der pontinischen Sümpfe nur wenig nachgeben soll.

Die Fahrt auf dem Wallenstadter-See wird für eine der gefährlichsten in der Schweitz gehalten, weil seine Felsenufer fast überall senkrecht abgeschnitten sind, und man daher bei einem plötzlichen Sturme ohne Rettung verloren wäre. Der Tag war schwül, die Barke unbedeckt, und so voll Menschen gepreßt, daß mir der freie Gebrauch meiner Arme gänzlich versagt war. — Nach einer Fahrt von vier tödtlich langen Stunden landeten wir bei Wallenstadt. Im Wirthshause sahe ich ein Familiengemälde von Diogg, einem der geschicktesten Bildnismaler unserer Tage, der sich in Rapperschweil aufhält, und den ich kürzlich in Zürich, wegen seiner seltenen Bescheidenheit, so lieb gewonnen hatte. . . .

Von hier setzten wir die Reise wieder zu Lande fort, und kamen bei einbrechender Dunkelheit in Ragatz an, wo uns ein Gasthof zum Nachtquartiere angewiesen wurde, durch welchen ich ganz unerwartet eine anschauliche Idee von den spanischen Zigeunerherbergen bekam, die, wegen ihrer unbeschreiblichen Unsauberkeit so weit berüchtigt sind.

Am folgenden Morgen kam ich bei Salis an, der noch bei seinem Vater im Schlosse Bodmar wohnt. Dies ansehnliche Gebäude liegt dicht hinter Malans auf einer Anhöhe, und beherrscht eine beträchtliche Strecke des großen Thals, das, durch den Rhein getheilt, sich zwischen zwei hohen Bergketten fortwindet.

Nachmittags besuchten wir den Obersten von Pestalozzi, in dessen Tochter ich die künftige Lebensgefährtin meines Salis kennen lernte. Gewiß, ihm fiel ein schönes Loos; denn die harmonische Vereinigung der sittlichen Grazie mit dem reinsten Natursinne und der sanftesten Weiblichkeit, verheißt ihm unwandelbare Glückseligkeit, als Manne und als Greise.

Nun wurden Plane zu Ausflügen in die umliegende Gegend entworfen, die wir auch größtentheils ausführten.

Wir waren in Reichenau, wo eine Gesellschaft von Menschenfreunden, an deren Spitze ein Herr von Tscharner steht, ganz kürzlich eine Erziehungsanstalt errichtet hat, von der sich in mehreren Rücksichten Gutes erwarten läßt. Die Unternehmer haben das Reichenauer-Schloß gekauft, und die Wohnungen der Lehrer und Zöglinge so bequem und zweckmäßig einrichten lassen, daß ich, außer den Philantropisten-Zimmern im ehemaligen Dessauischen Erziehungsinstitute, nichts musterhafteres in dieser Art gesehen habe. Von einer Terrasse im Schloßgarten sieht man die Vereinigung des Vorder- und Hinter-Rheins aus dem vorteilhaftesten Standpunkte.

. . . Im Bade zu Pfeffers konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, den gefährlichen Gang nach der Quelle zu wagen; und ich wünsche mir jetzt Glück, diese Naturmerkwürdigkeit gesehen zu haben, die mich wechselweise mit Bewunderung und Grausen erfüllte.

Nachdem unser Führer die Pforte des Einganges aufgeschlossen hatte, glaubten wir uns plötzlich aus der freundlichen Oberwelt an die Thore des Orkus versetzt. Zwei hohe Felsenmauern, aus unförmlichen Massen, wie von Titanenhänden, wild übereinander gethürmt, bilden eine Art von Gallerie, an deren linker Wand die Röhren hinlaufen, welche die Quelle ins Badehaus leiten. Sie sind mit eisernen Stangen und Klammern befestigt, eben so wie die Bretter, die uns jetzt zum Stege dienen sollten. Unter dieser unsichern Brücke, die so schwach ist, daß nie zwei Personen dicht hintereinander darauf gehen dürfen, wälzt sich die Tamine, ein wüthender Bergstrom, in grauenvoller Tiefe, mit dem Donner einer Katarakte; und derjenige, unter dessen Füßen das über diesem schrecklichen Abgrunde schwankende Brett bräche, würde unvermeidlich seinen Untergang in der tobenden Fluth finden, aus welcher eben so wenig Rettung zu hoffen ist, als aus dem Schlunde der Charybdis. Über uns wölbten sich die Felswände bald völlig zusammen; bald trennten sie sich wieder, und ließen ein mattes Dämmerlicht durch Öffnungen einfallen, an deren Rande ungeheure Steinblöcke in weifelhaftem Gleichgewichte hiengen, und jeden Augenblick herabzustürzen drohten. Zuweilen ward die Felswand, an welcher wir, wegen der häufigen Vorsprünge, mehr gebückt als aufrecht fortgiengen, durch Vertiefungen oder Höhlen unterbrochen; und dann lief das schmale Brett völlig freischwebend über die Tiefe hin, vor deren betäubendem Aufruhre keiner von uns die Stimme des andern hören konnte. An einer solchen Stelle sank der Muth einem von der Gesellschaft so tief, daß er auf die Ehre des erreichten Zieles Verzicht that und wieder umkehrte. Aber wir übrigen schritten

herzhaft fort, bis uns das aus einer Seitenöffnung der linken Felswand hervorströmende Dampfgewölk das Ende unserer Wanderung verkündigte. Bald sahen wir den Ursprung der Quelle selbst, deren abentheuerliche Entdeckungsgeschichte ich dir, dem, beim Studium der Vaterlandshistorie, keine Chronik, ja beinahe keine Legende und Volksüberlieferung entgangen ist, nicht zu wiederholen brauche.

Hierauf begaben wir uns auf den Rückweg; und freudig, wie Milton nach seiner Höllenreise, begrüßte ich das Sonnenlicht, als wir wieder beim Badehause ankamen.

Den angenehmsten Tag meines Aufenthaltes in Graubündten, brachte ich, mit einer kleinen, aber erlesenen Gesellschaft, in einer Sennhütte zu. Das Wetter war wie aus dem Paradiese, und die Gegend von bezaubernder Mannigfaltigkeit. In der Ferne ragten zahllose Berggipfel in die dunstlose Bläue des Himmels auf; aber majestätischer als alle seine Nachbaren, erhob der Kalanda sein graues Haupt. Zu unsern Füßen lag der Flecken Malans, und weiterhin strömte der Rhein durch eine mit Dörfern und einzelnen Wohnungen übersäete Ebene. Nicht weit von der Sennhütte blickte die alte Burgveste Weineck aus dunkelm Gebüsche hervor; Haine schatteten in traulicher Nähe, und kristallklare Bäche zitterten durch die blumigen Matten. In jenen lagerten wir uns, unter Scherz und Gesange, froh wie Geßnerische Schäfer, auf Moose; und in diesen kühlten wir unsere Flaschen. Längs den Hecken blühte das herrliche Cyclamen europaeum, dem seine zurückfallende Blumenkrone ein so sylvenhaftes und ätherisches Ansehen giebt, daß man verführt werden könnte, beim Pflücken leise aufzutreten, wie beim Haschen eines Schmetterlings.

Wir weilten in dieser reizenden Gegend
Bis Hesperus, gleich einer goldnen Flocke,
Aus Wolken drang;

und trotz meines Widerwillens gegen alle Denkschriften und Seelenergießungen an Wänden, Thüren und Fensterscheiben, schrieb ich in der Freude meines Herzens zum Andenken dieses schönen Tages, an einen Pfosten der Hütte: Vixi.

Oft gedachten wir Deiner, mein geliebter Freund, und wünschten Dich in unsere Mitte. Wenn Du vielleicht am zwölften Julius gegen Sonnenuntergang deinen gewohnten Spatziergang am See machtest, und der Abendwind deinen Ohren Töne zuführte, deren Ursprung Du dir vergeblich zu erklären suchtest; so wisse, daß sie von der ländlichen Harmonika unserer Gläser ausgiengen, die wir unter froher Nennung deines Namens zusammenstießen.»

Matthisson hat nach unvergeßlichen Malansertagen seinen Dienst im Haushalt des Bankiers Scherer in einem Schloß am Untersee wieder aufgenommen und ist erst im Oktober mit seines Brotherrn Familie aus Ermatingen wieder nach Grandclos zurückgekehrt. – Früh im darauffolgenden Jahre war ihm eine ereignisreiche Reise nach Deutschland und Dänemark vergönnt, wobei er treulich eine Dose mit sich trug, deren Deckel mit einem Miniaturbildnis seines mittlerweile glücklich verheirateten Salis geziert war. Viele berühmte Männer seiner Zeit hat er auf jener Reise aufgesucht, und manch einer von ihnen begehrte aus dieses Berufenen Munde Näheres über den bündnerischen Dichter zu hören. Ende Mai kehrte er zu längerem Aufenthalt an bei Bonstetten, in dessen anmutig gelegenem Landhaus bei Bern. Von dort aus hat er Salis, der nunmehr als glücklicher Ehe- und Landedelmann für immer in seiner Heimat lebte, eingehend Bericht erstattet über seine ergiebige Besuchsreise. Der Bericht figuriert, wie oben erwähnt, als Anhängsel in der zweiten Auflage seiner im übrigen ohne Ausnahme an Bonstetten gerichteten Briefe vom Jahre 1802.

Zwei Dinge in dieser umfänglichen Epistel nach Malans sind insbesondere beachtenswert: Zum ersten war Matthisson auf seiner Fahrt durch die deutschen Gaue offenbar inständig darauf bedacht, seines Freundes Dichterruhm gebührend zu künden und zu mehren; daß dabei einiges Lob auch für ihn selber abfiel, wer möchte es ihm verdenken? Sodann aber erscheint uns insbesondere erwähnenswert, daß er in der zweiten Hälfte seines Berichtes mit ganz erstaunlicher Ausführlichkeit auf zwei botanische Exkursionen zu sprechen kommt, welche er in eben jenem Frühsommer 1794 mit seinem Freund Bonstetten unternommen hatte. Ungewöhnlich einläßlich berichtet er von der Flora, deren er dabei ansichtig geworden, Beweis ohne Zweifel dafür, daß er im Jahre zuvor in Bünden auch mit Salis fleißig der scientia amabilis gehuldigt und mit ihm zusammen Kraut und Blumen mit Kenntnis und Hingabe vermerkt und registriert hatte, wenn schon im vorzitierten Briefe lediglich der berühmten «Hasenöhrchen», der Cyclamen europaeum, Erwähnung getan ist.

Wir geben im folgenden zum mindesten ein paar Auszüge aus Matthissons Berner Brief wieder. Er trägt das Datum vom 31. Juni 1794 und beansprucht im erwähnten Bande an die fünfzehn Druckseiten.

«Schon seit einigen Wochen, mein geliebter Salis! bin ich, nach meiner Reise durch Deutschland und Dänemark, wieder mit unserem Bonstetten vereinigt.

Wiewohl ich während meiner Reise dir nicht ein einzigesmal schrieb, so habe ich dennoch deiner sehr oft herzlich und liebevoll gedacht, und mit wahrer Freude jede Frage beantwortet, die so viele gute Menschen, denen Du durch deine Lieder schätzbar geworden bist, über dein Thun und Wesen an mich ergehen ließen. Deine Muse, mein bester Salis, hat sehr viele Freunde in Deutschland; und wer der Freund deiner Muse ist, der ist auch immer zugleich der deinige.

Klopstock grüßt dich mit Wärme. Wie nach einem in der Fremde lebenden Sohne erkundigte sich Wieland nach dir. ... Des kranken Bürgers Auge erheiterte sich bei Erblickung deines Bildes auf meiner Dose, und Voß trug mir auf, dich in seinem Namen zu bitten, den Genius der dich an der Seine und sogar in Flandern begeisterte, nicht in Rhätien einschlummern zu lassen.

Keines deiner Gedichte scheint eine allgemeinere Sensazion erregt zu haben, als das Mitleid. Sehr häufig habe ich Stellen daraus hersagen gehört, besonders die beiden Verse:

Bindest loser deine Garben
vor der Ährenleserin.

Dies alles sei dir ein neuer Sporn, nach immer höherer Vollkommenheit zu streben. Singe, da um dich her noch alles grünt und blüht, der Tage des Lenzes sind wenige.»

Im zweiten Teil seines Briefes sodann wendet er sich wie gesagt mit genauen Auskünften insbesondere an den Blumenliebhaber und schildert eingehend eine Bergtour, die er mit Bonstetten auf das Stockhorn unternommen. Wahrhaftig idyllisch gestaltete sich schon der Beginn ihres Unternehmens. Sie hatten im Badehaus Blumenstein am Fuße besagten Berges übernachtet und haben als ideal gesinntes Freundespaar den frühen Morgen des folgenden Tages mit gemeinsamer Lektüre begonnen. «Die aufgehende Sonne fand uns schon in einer luftigen Halle, beim Frühstücke, im Horaz lesend, worin wir bald durch zwei artige Bäuerinnen unterbrochen wurden, die uns Blumensträuße brachten, und um Erlaubnis baten, dieselben an unsere Hüte heften zu dürfen, zu welchem Geschäfte sie auch schon Nadel und Zwirn in Bereitschaft hielten.» Die Ehrung mag vor allem dem gewinnenden Herrn Landvogt Bonstetten gegolten haben. Jedenfalls fährt Matthisson in seinem Bericht fort, die beiden Mädchen hätten ein Geldgeschenk, das sie ihnen anbieten wollten, nicht ohne Würde zurückgewiesen.

«Also geschmückt», heißt es weiter in seinem Briefe, «traten wir, von einem muntern und leichtfüßigen Führer begleitet, unsere Wanderung an.» Gezählte achtunddreißig Bergblumen und Alpenpflanzen, am Wege erspäht von Blumenstein aus bis hinauf zum Gipfel des Stockhorns, zählt er hierauf dem Freunde auf, allesamt mit ihren lateinischen Namen.

Manche Ansicht und Kenntnis auf dem Gebiete der Botanik hat der Bündner Dichter zweifellos von seinem Freunde Matthisson übernommen. — Über die Verwendbarkeit von Blumennamen in Gedichten hat sich Matthisson Jahre früher schon (in einem Briefe an Bonstetten vom 21. August 1789) sehr dezidiert folgendermaßen ausgesprochen:

«Ich habe eine ziemliche Menge von Alpenpflanzen zusammengebracht, unter denen einige von so hoher Schönheit sind, daß sie einer poetischen Beschreibung eben so würdig wären, als die Gentiana lutea und das Antirrhinum alpinum in Hallers Alpengedichte. Wie sehr würde manches malerische Gedicht durch ähnliche Schilderungen an Lokalinteresse und Originalität nicht gewonnen haben! Freilich sind unsere Dichter beinahe gezwungen, sich nur auf Veilchen, Rosen, Nelken, Jasmin und Lilien einzuschränken, weil oft die lieblichste Blume einen so barbarischen und unedlen Namen führt, daß ihre Nennung den guten Geschmack beleidigen würde; so wie sich denn überhaupt nicht leicht etwas platteres und geschmackloseres denken läßt, als die meisten deutschen Blumennamen. Es wäre daher ein wahrer Gewinn für die Dichtkunst, wenn man schicklichere und edlere in Umlauf zu bringen suchte. Viele könnte man aus dem linnäischen Systeme entlehnen, andere aus der französischen Flora des Ritters von Lamark oder aus dem Englischen übersetzen, und noch andere selbst erfinden. — Wie sich Teufelsabbisse, Stiefmütter, Gauchheile, Hahnenfüße, Hunger- und Gänseblumen in Kleist's Frühling wohl ausnehmen würden? Nur erst nach einer solchen Namenreform dürften wir vielleicht auf ein didaktisches Gedicht über die Botanik rechnen, worin ein guter Kopf Gelegenheit hätte, alle Talente, womit die Natur ihn ausstattete, zu üben und glänzen zu lassen. ... Wie stark der Anblick einer Lieblingsblume die Seele rühre, und wie lebhaft insonderheit auf die Einbildungskraft wirke, das wissen alle diejenigen, bei denen Pflanzenkunde zur Leidenschaft wurde. ...»

Derlei Gedankengänge des Freundes waren Salis zweifellos vertraut. Er kannte auch wohl den soeben zitierten Passus im Wortlaut, noch ehe er 1795 zum erstenmal gedruckt an die Öffentlichkeit gelangte, denn Matthisson — dem an Publizität viel gelegen war — hat so ziemlich all seine Briefe an Freunde im vorn-

herein im Hinblick auf spätere Drucklegung abgefaßt, ganz abgesehen davon, daß derlei persönliche Zeugnisse im 18. Jahrhundert ganz allgemein in Abschriften ungescheut zu zirkulieren und einem näheren und ferneren Bekanntenkreis beflissen zur Kenntnis gebracht zu werden pflegten.

Doch zurück zu Matthissons Schilderungen seines Touristensommers! – Mit der sogenannten «Kälberflotte» ist er mit Bonstetten damals nach der Stockhorntour von Thun nach Hause gefahren, will sagen, sie schifften auf einem im übrigen mit Vieh befrachteten Kahne auf der Aare in schlimmen Gewitterregen heimwärts und sind nach weniger als zwei Stunden «unter der hohen Terrasse des Berner-Münsters» zufrieden, wiewohl gänzlich durchnäßt, an Land gestiegen.

Wenige Tage später streiften die beiden botanisierend und genießend auf der Petersinsel im Bielersee umher, sehr bewußt Rousseaus Spuren folgend, der knappe drei Jahrzehnte zuvor auf jenem Eiland als begeisterter Pflanzenfreund, «den Linnäus in der Hand, die Gattungskennzeichen der Pflanzen studirte». – Und abermals bekommt Salis eingehende Hinweise kredenzt: «... Hier bekam die Brunelle, eine der gemeinsten Pflanzen, das Interesse der Dionoea oder Adansonie für mich», läßt ihn der Freund wissen, «weil ich dabei an das Entzücken dachte, worin Rousseau bei der Entdeckung der zwei Gabeln gerieth, worin die Staubfäden dieser Blume in ihrer Spitze gespalten sind; es war so lebhaft, daß er, wie durch einen Trunk aus der Lethe, aller Schmerzen des Vergangenen darüber vergaß. An alle die ihm nach dieser Entdeckung begegneten, that er, im Übermaße seiner Glückseligkeit, die Frage: Ob sie auch schon die Gabeln der Brunelle gesehen hätten? Unter den mir bekannten Scenen in Rousseaus Leben, möchte ich von dieser am liebsten Augenzeuge gewesen seyn. ...»

So ist denn eines der Bande, das Matthisson und Salis einte, ganz zweifellos ihre gemeinsame Naturverbundenheit und lebhafte Freude an Blumen und Pflanzen gewesen. – Wer die Salisschen Gedichte daraufhin überprüft, staunt über die Menge der darin präsentierten Namen von Blüten, Bäumen und Sträuchern. In dem ganz ausdrücklich Matthisson gewidmeten Gedicht «Sehnsucht nach Mitgefühl» zum Beispiel ist die Rede von Pappeln, von Tannenwipfel und Föhrengesträuch und binsenbespülendem Bache; in einer der Anmerkungen aber zu einem seiner Berenice-Lieder, in denen Salis seiner geliebten Ursina gehuldigt hat – es handelt sich um das kurze Gedicht «Berenices Weihe», wo von «Sinnviolen sanfter Melancholie» die Rede ist – bedient sich der Dichter, um seine Wortschöpfung zu rechtfertigen, fast wortwörtlich der Formulierungen aus Matthissons oben zitiertem Briefe, «Sinnviolen», belehrt er den Leser, damit sei La Pensée, die Viola tricolor, gemeint, und unbefangen des Freundes Gedankengänge übernehmend, fährt er fort: «Es wäre gewiß kein unverdienstliches Unternehmen, die barbarischen, geschmacklosen und oft pöbelhaften deutschen Nahmen der meisten Blumen, hauptsächlich zum Besten der Dichtkunst, durch edlere und wohlklingendere zu verdrängen, die zum Teil nur den griechischen, lateinischen, französischen und englischen nachgebildet werden dürften. Hierbei käme es aber, außer der Kenntnis jener Sprachen, vor allen Dingen auf Geschmack und Dichtergefühl an.» – Man sieht, die Analogie zu Matthisson ist unbestreitbar.

Erstaunlich viele Blumen und Pflanzen sind angesiedelt in Salis Gedichten. In einer weiteren seiner Berenice-Huldigungen, welche übrigens von Rilke, Hofmannsthal und Borchardt ganz insbesondere bewundert wurden, kommen Veilchen und Hasel, Angerklee, Lotus und Violen, Iris und Geißblatt vor, anderswo Thymian und Skabiosen, Schasmin (!), Reps und Holunder, Erlenstrauch und Zitterespen, gelber Krokus und Primelngold, Zypressen und Myrthen, Hagerosen und «Taxussträuche», Syringen, «beblümtes Heidekraut», Maienreischen, Aurikeln, Weißdornblüten und Wermutstengel. – Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, daß Salis eine Weide im Wappen führte; Salix lautet bekanntlich der lateinische Name für diesen Baum.

Namhaft in der Tat und nicht zu übersehen erscheint uns der Einfluß, den Friedrich Matthisson auf Johann Gaudenz von Salis ausgeübt hat. Sie blieben einander denn auch in unverbrüchlicher Anhänglichkeit verbunden bis an ihres Lebens Ende. Zum letztenmal sahen sie einander von Angesicht 1825 in Chur. Salis hatte den Freund, der damals lange schon als württembergischer Legationsrat, Theaterintendant und Oberbibliothekar in Stuttgart lebte, sehr herzlich zu sich eingeladen, um ihm über den Tod seiner Frau hinwegzuhelfen. «Erinnern darf ich Dich nur an unsern Freundesbund auf dem Kirchhofe zu Montreux», schrieb er ihm am 31. März 1825, «wo (ich bediene mich Deiner Worte) unsere Unterredung mit der lebendigen Überzeugung endigte, daß Verbindungen, welche den erkenntnisfähigen Theil unserer Wesen vereinigen, aller Umbildung des Sichtbaren ungeachtet ewig unzerstörbar bestehn.» Sehr liebreich lud er den Trauernden ein, sich zu erholen in seinem vor der Stadt gelegenen Landhaus «auf dem Sand». «... Vor Dir läge die Einsiedler-Kapelle des hl. Lucius, und seitwärts ein einsames Felsenthal und etwas Wald. ... Du solltest auch hier fühlen, daß Du etwas Unersetzliches, aber nicht Alles verloren hast, denn Du hast Freunde auf ewig, und unter diesen Deinen Salis.»

Schon im Mai ist der verwaiste Matthisson in Chur eingetroffen. Einer, der die beiden verdienten alten Männer damals mit eigenen Augen gesehen hat, berichtet darüber, einen interessanten, rührenden Anblick hätten die Greise geboten, wie sie «als ein edles Zwillingspaar traulich auf Spaziergängen bald auf der Landstraße in der Ebene des Rheinthals bei Chur, bald auf einem rauhen Bergwege zusammenwandelten und dann in lebhafter Unterhaltung wie verjüngt und in sich selbst vergnügt fast nur sich sahen und im edelsten Kunstgenuß ihrer Gefühle und Ideale zu schwärmen schienen oder sich gegenseitig mit neuen Gedanken und poetischen Lichtfunken bereicherten». Äußerlich, fährt der Gewährsmann fort, hätten sie einander freilich wenig geglichen: «Matthisson war schmächtig und trug das Aussehen eines Hofmannes in seiner äußeren Haltung; von Salis erschien kräftig und in militärischem Ausdruck, der durch seine hohe Adlernase und festen Schritt sich deutlich unterschied.»

Es hatte übrigens ein jeder, bis er von dieser Welt abberufen wurde, treulich des andern Porträt in seiner Stube hangen. Unzerstörbar war ihre Verbundenheit, und auch das Publikum hat langhin die beiden in einem Atemzug zu nennen beliebt. «... Man hat uns wieder zusammengekoppelt auf den Dichtermarkt geführt», schrieb der einundsechzigjährige Matthisson eines Tages wohlgelaunt nach Chur. «... Es nimmt mich übrigens Wunder, daß man trotz der parnassischen Sanskülotterie uns als alte Harfenisten immer noch mag.»

Zehn Jahre später, am 12. März des Jahres 1831, ist Friedrich von Matthisson — er ist 1809 geadelt worden — in Wörlitz bei Dessau kinderlos gestorben. — Zu Malans, im Brückerschen Hause, bei seinem ältesten Sohne, hat Johann Gaudenz von Salis als hochangesehener Mann, den man seit 1799, dem Jahre seiner Ernennung zum Generalstabschef der Helvetischen Armee, allgemein den «General» zu nennen pflegte, wenige Jahre später, am 29. Januar 1834, auch seinerseits die Augen für immer geschlossen. Den Grafentitel, der ihm rechtens seit seines Vates Tod zustand, hat er begreiflicherweise nie geführt.

Man hat sich's im Vergangenen leichthin angewöhnt, Friedrich Matthisson, dessen Vorfahren übrigens schwedischer Herkunft waren, als theatralisch schwülstigen Nichtling abzutun. Carl Camenisch ist in der Einleitung zu seinem 1923 erschienenen Bändchen «Graubünden in der deutschen Dichtung» ziemlich schnöde mit ihm umgesprungen, und auch Eduard Korrodi hat ihn in seiner Ausgabe der Salisschen Gedichte 1937 recht ironisch apostrophiert. Schiller immerhin hat 1794 Matthissonscher Lyrik hohes Lob gespendet. — Möge unsere fragmentarische Laudatio den Angefochtenen einigermaßen rehabilitieren. An Johann Gaudenz von Salis jedenfalls, der ihn in seinem oben erwähnten, dem Freunde namentlich gewidmeten Gedichte als

«verwandte Seele» feierte, hat Matthisson nur Gutes bewirkt, höchstens daß er in seinem Drang, dem Begabteren zu dienen, sich das eine und andere Mal einigen Übereifer hat zuschulden kommen lassen.

Enden wir unsere in ehrenrettender Absicht verfaßte Skizze mit einem haftenden Wort des vor wenigen Jahren verstorbenen Zürcher Essayisten und Literaturhistorikers Fritz Ernst, der in seiner Betrachtung vom Jahre 1955: «Gibt es eine schweizerische Nationalliteratur?» Salis nachrühmt, er habe sich in seiner Lyrik «von der Innigkeit zu virtuoser Zartheit» erhoben. – Und noch einmal denn, geben wir es dankbar zu: der dies früh mit Bewunderung erkannt und alles getan hat, damit auch die Mit- und Nachwelt an solch in Ewigkeit rühmlicher Verskunst teilhabe, ist Friedrich Matthisson gewesen, eben jener begeisterte, einsichts- und kenntnisreiche, zu Freundschaft wie keiner geschickte Mann, der früh im Sommer des Jahres 1793 freudig nach Malans gepilgert kam, den Dichter zu besuchen, den er drei Jahre zuvor kennengelernt und von Stund an sein Leben lang geliebt, ermutigt und verehrt hat.

Standbild

Dort, wo der Bach vom Heimattale
Hinausrinnt in das fremde Land,
Dort reichte mir zum letzten Male
Die Mutter ihre milde Hand.

Dann bin ich still von ihr geschieden;
O Scheiden, mir und ihr so schwer!
Im Bache rauscht es: Ach, hienieden
Seht ihr einander nimmermehr!

Noch einmal mußt' ich rückwärts schauen,
Eh mir das Heimattal entschwand:
Sie stand am Felsen noch, am grauen,
Und winkte, winkte mit der Hand. –

O könnt ich dort ihr Standbild meißeln,
So schön, wie's keine Hand vermag:
An jenem Felsen wollt' ich meißeln
Und meißeln bis zum letzten Tag.

Und wenn das Standbild endlich stände
Am letzten Tage, groß und rein:
O sterbend grüben meine Hände
Dem Sockel ihren Namen ein.

P. Maurus Carnot